Sendung vom 30.07.2004, 20.15 Uhr

Erzbischof Desmond Tutu
Bischof und Friedensnobelpreisträger
im Gespräch mit Andreas Bönte

Bönte: Verehrte Zuschauer, herzlich willkommen zu Alpha-Forum. Heute begrüße ich den südafrikanischen Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu. Herr Erzbischof, es ist eine große Ehre für uns, dass Sie uns dieses Interview geben. Zunächst eine aktuelle Frage. 2010 wird die Fußballweltmeisterschaft in Südafrika stattfinden: Was bedeutet das für Ihr Land, aber auch für den gesamten schwarzen Kontinent?

Tutu: Das ist einfach phantastisch. Wir feiern ja gerade die ersten zehn Jahre unserer Freiheit und das ist eines der schönsten Geschenke, das wir zu diesem Geburtstag bekommen konnten. Es bedeutet, dass wir etwas Gutes angefangen haben und damit weitermachen sollten. Die Fußballweltmeisterschaft ist für uns ganz entscheidend wichtig, weil der Sport eine wichtige Rolle spielt beim Zusammenbringen der Menschen. Als wir 1994 unsere Freiheit errungen hatten, richteten wir im Jahr 1995 die Rugbyweltmeisterschaft aus. Das hat damals Wunder gewirkt für unsere Vereinigung. Diese Fußballweltmeisterschaft wird also phantastisch sein für uns.

Bönte: Herr Erzbischof, was bedeutet für Sie Toleranz?

Tutu: Das ist ein ganz entscheidend wichtiger Wert, den die Welt wirklich unglaublich nötig hat. Sehen Sie sich nur einmal an, was damals in Bosnien passiert ist: Das alles ist nur deswegen geschehen, weil die Menschen dort miteinander intolerant umgegangen sind. Auch das, was in Deutschland während des Holocausts geschah, hat mit dem Mangel an Toleranz zu tun: Es geschah, weil ein Teil der Bevölkerung intolerant war gegenüber einem anderen Teil der Bevölkerung. In Südafrika war es dasselbe mit der Apartheid, die wir so lange erleben mussten: Es gab sie, weil wiederum eine bestimmte Gruppe von Menschen intolerant gegenüber einer anderen Gruppe gewesen ist. Die Toleranz ist also eine unglaublich entscheidende Eigenschaft, die wir heute benötigen, insbesondere dann, wenn einige Menschen seit einiger Zeit z. B. von einem Krieg der Kulturen oder von einem Krieg zwischen den verschiedenen Religionen sprechen. Der Terrorismus, den wir heute erleben, ist das Ergebnis von Intoleranz. Angeblich ist es so, dass hier eine Religion ihre Gläubigen dazu veranlasst, so etwas zu tun. Ich glaube nicht, dass das stimmt. Aber es ist jedenfalls klar, dass hier erneut eine Gruppe gegenüber einer anderen intolerant geworden ist. Dies führt zu Konflikten. Die Evangelische Akademie hier in Tutzing versucht demgegenüber mit diesem Preis genau das Gegenteil zu fördern: Man möchte betonen, dass es doch so etwas wie menschliche Solidarität gibt, dass wir zu einer Familie gehören. Wir sind nicht deswegen eine Familie, weil wir uns über alles einig wären. Selbst in einer biologischen Familie sind ja nie alle gleich: Es gibt z. B. Große und Kleine und häufig haben sie ganz verschiedene Meinungen. Wir sind deswegen eine Familie, weil wir einschließen wollen, dass wir jeden akzeptieren, egal welche

Meinung er vertritt.

Bönte: Wir kommen später sicherlich noch einmal darauf zurück. Davor würde ich jedoch gerne ein wenig über Ihr Leben erzählen. Sie sind 1931 in Klerksdorp im südafrikanischen Bundesstaat Transvaal geboren und wuchsen dann in Johannesburg auf. Wann wurden Sie denn das erste Mal bewusst mit der Apartheid konfrontiert?

Tutu: Ich bin eigentlich in eine rassistische Gesellschaft hineingeboren worden. Ich wusste daher schon recht früh, dass die Schwarzen nur in besonderen Bereichen leben durften, in Bereichen, die von den Weißen abgegrenzt waren. Man musste nicht sonderlich intelligent sein, um zu sehen, dass diese schwarzen Gebiete nichts hatten: Dort waren die Menschen bitter arm. In den weißen Gebieten waren die Schulen besser, die Häuser und Wohnungen waren besser usw. Man erlebte damals also eine Gesellschaft, in der die Bevölkerungsteile einander entfremdet waren, in der die Menschen durch Gesetze getrennt waren. Aber man war deswegen nicht verzweifelt, nicht unglücklich. Es ist wirklich überraschend, wie sich menschliche Wesen selbst an die übelsten Bedingungen anpassen können. Aber es war selbstverständlich klar, dass man in einem Land mit einer ungerechten Gesellschaft lebte. Wenn man zur Post ging, musste man z. B. durch getrennte Eingänge gehen. Oder wenn man zum Einkaufen ging, dann war es fast immer so, dass einen als erwachsenen Menschen ein kleines weißes Kind “Boy” nennen konnte. Meinem Vater, er war Schuldirektor, ist es z. B. immer wieder passiert, dass ihn irgendein kleiner Junge "Boy" nannte. Es war scheinbar vollkommen in Ordnung, dass ein kleiner weißer Junge einen erwachsenen Mann, der sein Vater hätte sein können, "Boy" nannte. Ich musste also miterleben, dass mein Vater in meiner Gegenwart oft und oft gedemütigt worden ist. Diese Art von Leben lebten wir damals und man brauchte gar nicht besonders helle zu sein, um zu sehen, dass eine Seite alle Privilegien und Vorteile hatte, während die andere Seite alle Nachteile hatte: die Armut, das Elend und das Leben in den Ghettos.

Bönte: Was hat das damals für Ihre eigene Identität, für Ihr eigenes Selbstbewusstsein bedeutet, dass Sie in diesem System leben mussten? Sie haben soeben erwähnt, dass Sie auch miterleben mussten, wie Ihr Vater gedemütigt worden ist. Was bedeutete es für Ihr späteres Leben, so etwas mitzubekommen?

Tutu: Es ist wirklich ganz unglaublich, dass man sich in solchen Verhältnissen nicht die ganze Zeit über selbst Leid tut; man ist nicht die ganze Zeit über furchtbar unglücklich. Nein, wir waren auch durchaus in der Lage, glücklich zu sein – selbst unter diesen fürchterlichen Umständen. Ich kann mich erinnern, dass wir damals, als ich zur Grundschule ging, ein Geschichtsbuch gelesen haben, das von einem methodistischen Pastoren geschrieben worden war. Wir empfanden diese vermeintlich historischen Geschichten schon damals als recht merkwürdig. Denn in diesen Geschichten hieß es z. B., dass die "black people" den Weißen eines Tages ihr Vieh gestohlen hätten und dass die Weißen dafür die Schwarzen gefangen genommen hätten. Wir wunderten uns jedoch, denn die Weißen waren doch aus dem Ausland gekommen und hatten überhaupt kein Vieh mitgebracht. Wieso konnten sie eigenes Vieh haben, wenn sie ohne Vieh angekommen waren? So wurden wir uns also so langsam unserer eigenen Situation bewusst. Aber erst viel später, als ich dann schon auf das Lehrerseminar ging, wurde uns das auch in den politischen Zusammenhängen bewusst: Wir wurden dann wirklich politisiert in dieser Zeit. Freilich waren wir damals bei weitem noch nicht so politisiert wie die Kinder von 1976.

Bönte: Von 1954 bis 1957 unterrichteten Sie an der High School. Sie quittierten dann jedoch diesen Dienst im Jahr 1957 aus Protest gegen die Regierung.

Wie kam es dazu und wie reagierten Ihre Schüler und Studenten darauf?

Tutu: Ich hatte für mich selbst das unbedingte Gefühl, dass ich nicht in einem Bildungssystem arbeiten konnte, das so bewusst darauf abgestellt war, schlecht zu sein. Unsere Kinder nannten das "Gossenbildung" bzw. "Gossenerziehung", und das stimmte auch. Ich konnte nur wenig daran ändern und daher sagten meine Frau, die ebenfalls Lehrerin war, und ich eines Tages: "Nein, wir werden als eine kleine Form des Protestes dagegen unseren Dienst quittieren und wir werden dann schon sehen, welche Möglichkeiten uns Gott stattdessen eröffnen wird." Ich kann heute nicht mehr sagen, wie unsere Studenten darauf reagiert haben. Aber ich glaube doch, dass viele der Meinung waren, dass es wahrscheinlich in Ordnung ist, wenn man auf diese Weise protestiert – auch wenn das ein so schwacher Protest gegen ein so schlimmes System ist.

Bönte: 1961 wurden Sie Priester in der anglikanischen Kirche. Warum wählten Sie dann diesen Weg, warum wurden Sie Priester?

Tutu: (lacht) Nun, normalerweise wird man Priester, weil man glaubt, dass man eine Berufung hat, weil man glaubt, dass Gott einen gerufen hat. Bei mir war es jedoch ursprünglich so gewesen, dass ich eigentlich Arzt hatte werden wollen. Ich bin auch zugelassen worden an die medizinische Fakultät, aber meine Eltern konnten die Studiengebühren dafür nicht bezahlen. Als ich dann Lehrer geworden bin, hatte ich nicht mehr so viele Möglichkeiten: Es gab nicht so viele Jobs, die da verfügbar waren. Und ich dachte halt, als ich meinen Dienst als Lehrer quittiert hatte: "Gut, vielleicht ruft mich Gott!" Glücklicherweise war es dann in der Tat so, dass der damalige Bischof über mich meinte: "Na, vielleicht hat dieser Mann ja doch eine Berufung zur Priesterschaft!" Ich wurde also nicht deswegen Priester, weil ich eine unglaublich idealistisch anmutende Berufung in mir gespürt hätte, sondern weil ich ansonsten einfach nicht so sehr viele Möglichkeiten hatte.

Bönte: Welche Wegweisungen fanden Sie denn für sich und für den Kampf gegen die Apartheid in der Bibel, in der christlichen Lehre?

Tutu: Eine der wichtigsten Gaben, die ich bekommen habe, als ich zum Priester ausgebildet worden bin, war, dass ich von Mönchen ausgebildet wurde, von der "Gemeinschaft der Wiederauferstehung", wie sie sich nannte, die z. B. jemanden wie Trevor Huddleston hervorgebracht hat. Huddleston war eine sehr wichtige Persönlichkeit für Südafrika, eine Persönlichkeit, die sich ganz dezidiert gegen die Apartheid wandte. Ich lernte dort damals, dass solche Dinge wie Spiritualität, Gebet, Zeiten der Ruhe, Meditation usw. absolut zentral sind für eine authentische christliche Existenz. Was ich also dort werden konnte, lag nicht an meinen politischen Überzeugungen, sondern hatte mit meinem Glauben an Gott zu tun, mit meiner Begegnung mit Gott. Ich habe dort gelernt, ich habe dort insbesondere durch Trevor Huddleston gelernt, dass jeder Mensch wichtig ist: ob er intelligent oder dumm, reich oder arm ist usw. Das ist alles ganz gleichgültig. Es war eine fast explosive Wahrheit für mich, für uns, dass jeder von uns von Bedeutung ist, weil jeder von uns nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Seit dieser Zeit ist mir klar: Wenn das stimmt und wenn dennoch jemand, der ein Geschöpf ist, das nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, als absolut nichtswürdig behandelt wird, dann ist das meiner Meinung nach Blasphemie: Das ist nicht nur böse, sondern das ist Blasphemie, Gotteslästerung. Es ist fast so, als würde man Gott selbst ins Gesicht spucken, wenn man ein menschliches Wesen so behandelt, als wäre es weniger als es in Wirklichkeit ist, nämlich jemand, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ist.

Bönte: Empfanden Sie es nicht als einen unglaublichen Widerspruch, dass es auch in den Städten der Unterdrücker, also in den Städten der Weißen viele Kirchen gegeben hat und dass die Weißen letztlich an den gleichen Gott

glaubten? War das für Sie nicht ein unheimlicher Widerspruch?

Tutu: (lacht) Ja, das stimmt. Ich bin mir sicher, dass sich Gott manchmal auch fragt, warum er die Menschen geschaffen hat und warum er seinen Sohn auf die Welt gesandt hat. Jeder Mensch behauptet, dass er an Gott glaubt: Aber man muss sich doch nur einmal ansehen, wie sie sich verhalten! Ja, das war tatsächlich ein fundamentaler Widerspruch zwischen dem, was die Menschen sagten, was sie glaubten, und dem, wie sie sich verhalten haben. Aber es sind ja nicht nur die Rassisten, die so etwas machen: Ich mache das ja auch. Denn ich sage z. B. selbst auch: "Gott ist die Liebe, Gott sagt, dass alle Menschen sehr wichtig sind." Aber manchmal behandle auch ich Menschen so, als wären sie nicht so wichtig, obgleich mir doch eigentlich mein Glaube sagt, dass sie es sind. Jeder von uns muss also immer daran denken, dass er ein Sünder ist: "Ich bin ein Sünder, dem vergeben worden ist! Ich bin der, der ich bin, nur durch die Gnade Gottes. Ich darf also nicht arrogant werden." Später wurde es dann im Zusammenhang mit den Wahrheits- und Versöhnungskommissionen sehr, sehr wichtig, dass wir das so sehen: dass keiner mit dem Finger auf jemand anderen zeigen darf. Wir können nur sagen: Hier bin ich und empfange die Gnade Gottes! Unser Glaube ist ja in dem Sinne wirklich wunderbar, als er ein Glaube der Gnade ist und dass daher die Menschen, die an die Apartheid glaubten, deswegen nicht verachtet werden durften. Stattdessen mussten wir sagen: "Wir hoffen, dass die Gnade Gottes wirken kann, um sie zu verändern." Und natürlich wurden viele von ihnen auch wirklich verändert.

Bönte: Kann man das alles vielleicht auch so interpretieren, dass der Glaube für Sie auch so etwas wie ein Mittel gegen den Hass gewesen ist? Haben Sie selbst auch einmal so etwas wie Hass empfunden? Ist der Glaube etwas, das einem sagt: Nein, Hass muss man nicht empfinden?

Tutu: Ich glaube nicht, dass ich Hass empfunden habe. Ich war wütend, das schon. Ich war auch wütend gegenüber Gott, ich habe Gott angefleht: "Wie kannst du denn zulassen, dass diese Menschen uns das antun?" Ich war in der Tat sehr wütend auf Gott, war zornig auf ihn. Aber ich habe nie den Glauben an Gott verloren. Ja, es stimmt schon, ich war oft sehr ärgerlich auf Gott. Ich bin dankbar dafür, dass ich zornig sein konnte, ohne dabei Hass zu empfinden. Ich würde sagen, dass sich diese Menschen nicht so verhalten haben, wie sie sich hätten verhalten müssen, wenn sie Kinder Gottes sind. Wir hofften aber immer, dass wir sie vielleicht bekehren und daran erinnern könnten, welch hohe Berufung sie als Menschen eigentlich haben. Zu meinem großen Bedauern muss ich zugeben, dass ich dann, wenn ich versucht habe, über das Evangelium der Gnade zu sprechen und gesagt habe, dass die Apartheid etwas Falsches ist, manchmal zu viel "Essig" in meine Rede gegeben habe und nicht genug "Honig". Es ist eben sehr leicht, selbstgerecht zu sein, wenn man im Recht ist: So etwas kann einem wirklich leicht passieren. Vielleicht war es in unserem Kampf gegen die Apartheid auch so, dass ich etwas gnädiger hätte sein können, etwas freundlicher. Vielleicht bin ich damals auch etwas selbstgerecht geworden, vielleicht habe ich damals böser gesprochen als es hätte sein sollen. Vielleicht hätte ich mehr von den Weißen überzeugen können, zu uns zu kommen, wenn ich dazu bereit gewesen wäre, in meiner Rede mehr "Honig" und weniger "Essig" zu verwenden.

Bönte: Als ein Kritiker der Apartheidsregierung haben Sie auch schon sehr früh wirtschaftliche Sanktionen gegen Südafrika gefordert: Welche Reaktionen löste das in Südafrika selbst und auch im Ausland aus?

Tutu: (lacht) Nun, in Südafrika war es so, dass mich viele Weiße als kleinen Teufel betrachtet haben, als einen Dämon. Wenn ich z. B. in Südafrika in ein Flugzeug gestiegen bin und in diesem Flugzeug bereits viele Weiße saßen, dann war es so, dass sie mich wirklich sehr, sehr aggressiv

angesehen haben: Wenn Blicke töten könnten, dann hätten sie mich damals bereits sehr oft umgebracht. Sie betrachteten mich wirklich wie einen Menschenfresser. In der schwarzen Community war das natürlich nicht so. Unter den Schwarzen war es so, dass so gut wie alle mit dieser Haltung, mit dieser Forderung nach Sanktionen einverstanden waren. Wie war das in anderen Ländern? Nun, viele einfache Menschen dort und auch einige westliche Regierungen haben uns damals unterstützt. Vor allem in Deutschland war es so: Es war wirklich ganz wunderbar, wie z. B. die Hausfrauen in Deutschland die südafrikanischen Orangen, den südafrikanischen Wein zurückgewiesen und nicht gekauft haben. Vielleicht darf ich an dieser Stelle auch einmal einen ganz, ganz herzlich Dank sagen dafür, dass Sie uns in Deutschland so sehr unterstützt haben: Wir sind heute frei, weil Ihr uns unterstützt habt! Aber in anderen Ländern war das durchaus anders. Ich denke hier z. B. an das Beispiel von Mrs Thatcher. Ich habe sie in Downing Street Nummer 10 getroffen und 50 Minuten lang mit ihr gesprochen. Ich habe versucht, sie dazu zu bringen, die Sanktionen zu unterstützen. Nein, sie wollte nicht. Ich habe auch mit Präsident Ronald Reagan gesprochen: Auch er war nicht sehr scharf darauf, das zu tun. Wir mussten also über die Köpfe dieser Staatsoberhäupter hinweg an die Menschen in diesen Ländern appellieren und sagen: "Bitte helft uns! Eure Regierungen wollen uns nicht helfen, aber bitte helft Ihr uns!" Und meistens haben die Menschen darauf positiv reagiert. Die skandinavischen Länder waren hierbei phantastisch. Ihre Regierungen und ihre Bevölkerungen haben darauf positiv reagiert. In Deutschland war es so, dass uns die Regierung manchmal unterstützte und manchmal nicht unterstützte, während uns die Menschen selbst immer in phantastischer Weise unterstützt haben.

Bönte: Sie haben es ja soeben bereits angesprochen, wie Ihnen zuweilen auch der blanke Hass der Weißen entgegengeschlagen ist, wenn Sie meinetwegen in ein Flugzeug eingestiegen sind. Haben Sie denn in jener Zeit auch manchmal um Ihr eigenes Leben und um das Leben Ihrer Angehörigen Angst gehabt?

Tutu: Ich war oft sehr zornig, denn wenn sie versucht haben, etwas gegen mich zu unternehmen, dann haben sie das oft nicht direkt gegen mich unternommen, sondern gegen meine Familie, gegen meine Frau und meine Kinder. Das fand ich unverzeihlich, da war ich wirklich außer mir vor Zorn. Es war einfach so, dass diese Leute ein System, das man nicht verteidigen konnte, verteidigen wollten. Sie haben dabei auch unverzeihliche Methoden verwendet. Aber ich habe einfach immer gesagt: "Lieber Gott, wenn ich Deine Arbeit mache, dann musst Du mich natürlich auch beschützen!" (lacht)

Bönte: Und das hat er dann auch getan.

Tutu: Ja, viele Menschen haben für uns gebetet. Wir sprachen ja gerade von den Sanktionen: Das war natürlich nicht die einzige Art, wie wir unterstützt wurden. Wir wurden auch durch Menschen unterstützt, die für uns gebetet haben. Das Gebet war wie eine Feuerwand, die uns umgeben und uns beschützt hat. Ich glaube in der Tat, dass uns die Gebete so vieler Menschen geschützt haben vor denjenigen, die uns verletzen wollten. Ich kann nur sagen, dass ich bis heute zutiefst dankbar dafür bin, dass sich die Menschen so um uns gekümmert haben.

Bönte: Es ist ja ein schönes Bild, das Sie soeben gewählt haben: der Kreis der Gebete gegenüber den Wagenburgen der Buren. Kann man sagen, dass im Grunde genommen eigentlich der Kreis der Gebete gewonnen hat?

Tutu: Ja, absolut. Dies ist natürlich auch ein Bild aus dem Alten Testament. Im Buch des Propheten Zacharias sagt Gott: "Das neue Jerusalem wird so groß sein und voll mit Menschen sein." Es wird auch keine konventionellen

Mauern haben und Gott sagt: "Ich werde wie eine Feuerwand um Jerusalem herum sein." Wir haben ebenfalls eine solche Feuerwand um uns herum empfunden, und zwar eine Wand, gebaut mit der Liebe und den Gebeten von Menschen aus der ganzen Welt. Das war wirklich phantastisch. Manchmal ist es sogar so, dass einem das heute fehlt, sodass man sagt: "Die Apartheid war zwar übel, aber manche Dinge waren damals wirklich wunderbar." Wunderbar war eben diese Unterstützung der Menschen überall auf der Welt für uns. Wir, in Südafrika, können wohl sagen, dass wir stärker als jedes andere Land auf der Welt eine ungeheure Unterstützung erhielten. Selbst heute gibt es wohl wenige Bewegungen und Anliegen, die eine solche weltweite Unterstützung erhalten wie wir damals in unserem Kampf gegen die Apartheid. Es gab wirklich überall auf der Welt Anti-Apartheidsbewegungen. Fast jedes Land, in das man damals kam, hatte mindestens eine kleine Anti-Apartheidgruppe. Wir verdanken es also sehr, sehr stark der ganzen Welt, dass wir heute frei sind.

Bönte: 1976 wurden Sie zum Bischof von Lesotho geweiht und 1986 zum Erzbischof von Kapstadt gewählt. Das war ja nun eine enorme Verantwortung für Sie, denn jedes Wort, das Sie von da an sagten, war öffentlich.

Tutu: Ja, aber das bot mir natürlich auch eine Plattform. Das war schon ein großartiges Privileg, weil ich damit einigen wirklich großartigen Vorgängern nachfolgen durfte. Einer meiner Vorgänger war Ambros Reeves, der Bischof von Johannesburg: Er war nach dem Massaker von Sharpeville im Jahr 1960 aus Südafrika deportiert worden. Ein weiterer meiner Vorgänger war Geoffrey Clayton, der Erzbischof von Capetown wurde. Er schrieb damals einen Protestbrief gegen ein bestimmtes Gesetz, das besagte, dass Schwarze keine Kirchen in weißen Gebieten benutzen durften. Er hat diesen Protestbrief im Namen der Bischöfe geschrieben und am Abend des Tages, an dem er diesen Brief geschrieben hatte, starb er. Ich folgte auch Menschen wie Joost de Blank und anderen, die sehr klare Kritiker der Apartheid gewesen waren. Es war deswegen ein ganz großes Privileg für mich, dieses Erbe antreten zu dürfen.

Bönte: 1984 erhielten Sie den Friedensnobelpreis. Waren Sie damals überrascht von dieser Auszeichnung?

Tutu: Ich hatte gehofft, dass ich den Friedensnobelpreis bekommen würde, denn ich wusste, dass ich ihn ja nur stellvertretend bekommen würde. Es war in dieser Zeit ganz besonders wichtig für unser Volk, dass mit diesem Preis der Welt gezeigt wurde, dass unser Kampf ein edler Kampf ist, dass unser Kampf ein friedlicher Kampf ist. Mir war klar, dass dieser Nobelpreis die Aufmerksamkeit auf ein Thema lenken konnte, das die Welt ansonsten möglicherweise zu leicht vergessen bzw. zur Seite schieben würde. Als ich den Friedensnobelpreis erhielt, war es sehr wichtig, dass das Friedensnobelpreiskomitee sagte, dass er stellvertretend vergeben wird: Ich sollte diesen Preis bekommen, weil ja, wenn möglich, immer eine ganz konkrete Person ausgezeichnet wird. In diesem meinem Fall repräsentierte diese Person jedoch den südafrikanischen Kirchenrat und das Volk von Südafrika. Dadurch öffneten sich auch viele, viele Türen für mich, die mir vorher verschlossen geblieben waren. Ich hatte vorher z. B. versucht, Präsident Reagan zu treffen. Aber er war gar nicht interessiert daran. In dem Moment, in dem ich den Friedensnobelpreis erhalten hatte, war das kein Problem mehr. Nein, ich wurde sogar eingeladen von ihm: Ich brauchte noch nicht einmal um eine Audienz zu bitten, sondern er bat mich zu kommen. So hatte ich eben auch die Möglichkeit, an Orte zu kommen, an die ich andernfalls nicht gekommen wäre, um dort über das Schicksal unseres Volkes zu sprechen. Ja, es ist immer eine ganz große Ehre, wenn man diesen Preis bekommt. Ich war sehr froh darüber, dass ich diesen Preis stellvertretend für unser Volk bekommen habe.

Bönte: Sie haben ja diesen Preis vor allem auch deswegen bekommen, weil Ihr Widerstand gewaltfrei war. Haben Sie denn im Hinblick auf den gewaltfreien Widerstand auch Vorbilder? Gut, Jesus ist sicherlich Ihr größtes Vorbild, wie ich Sie verstanden habe. Haben Sie denn ansonsten in der Geschichte auch noch andere Vorbilder im Hinblick auf gewaltfreien Widerstand gegen unmenschliche Regime?

Tutu: Ich habe den Menschen immer ganz klar gesagt, dass ich kein Pazifist bin, dass ich jedoch ganz stark an den Frieden und an friedliche Mittel glaube. Ich war sicherlich auch inspiriert von Menschen wie Mahatma Gandhi. Und natürlich vom Herrn selbst, der für uns wirklich eine große Inspiration gewesen ist. Sie müssen wissen, dass in Südafrika die Weißen interessanterweise immer wieder gesagt haben: "Ich unterstütze Sie, weil Sie gewaltfrei vorgehen!" Ich habe dann darauf jedes Mal geantwortet: "Gut, dann werde ich eine weitere gewaltfreie Methode anwenden, nämlich die Sanktionen." Aber da haben diese Leute sofort gesagt: "Nein!" Sie wollten also lediglich, dass man gewaltfreie Methoden anwendet, so lange sie sich sicher waren, dass diese Mittel keine Wirkung haben. Es war daher ganz wichtig, ihnen zu sagen: "Für uns ist die Gewaltfreiheit, das einzige Mittel, das wir in Afrika anwenden können. Ihr jedoch wendet Gewalt gegen uns an!" Ich sagte damals aber auch: "Ich bin gegen die Gewalt in der Freiheitsbewegung, genauso wie ich gegen die Gewalt des Apartheidstaates bin."

Bönte: 1987 trafen Sie zum ersten Mal mit Vertretern des ANC zusammen. Der ANC lehnte ja Gewalt nicht grundsätzlich ab. Warum haben Sie trotzdem diesen Schritt getan?

Tutu: Ich glaubte ganz leidenschaftlich an dieses Ziel, an mein Ziel und an ihr Ziel: Wir hatten dasselbe Ziel, sie hatten lediglich andere Methoden, um dieses zu erreichen. Sie müssen auch daran denken, und das sagen wir den Leuten ebenfalls immer wieder, dass der Erste, der in Südafrika den Friedensnobelpreis erhalten hat, der Präsident des ANC gewesen ist, nämlich der Chief Albert Luthuli. Normalerweise wird ja der Friedensnobelpreis nicht an Menschen verliehen, die sich auf Gewalt einlassen. Es war nämlich so gewesen, dass der ANC in den fünfziger Jahren ja sehr wohl versucht hatte, gewaltfreien Widerstand zu praktizieren, um die Politik Südafrikas zu verändern. Erst nach 1960, erst nachdem man versucht hatte, mit Demonstrationen, mit passivem Widerstand gegen die Passgesetze vorzugehen und erst nach dem Sharpeville-Massaker sagte der ANC: "Jetzt haben wir keine andere Wahl mehr!" Ich habe sie deswegen also nicht abgelehnt oder zur Seite geschoben. Ich kannte ja auch einige von ihnen persönlich. Oliver Tambo z. B. wollte eigentlich ursprünglich Priester werden. Er war in unserer Kirche auch schon angenommen worden, und zwar durch denselben Bischof, der auch mich angenommen hat. Er war bereits im Priesterseminar aufgenommen, als der ANC zu ihm sagte: "Nein, wir denken, dass es besser ist, wenn du ins Ausland gehst, um uns dort zu repräsentieren!" Ich hatte also keine Vorbehalte, mit dem ANC zusammenzutreffen. Denn sie kannten ja auch meine Position. Ich sagte nämlich immer, immer wieder: "Ich unterstütze eure Ziele, aber ich stimme euren Methoden nicht zu!"

Bönte: Im Herbst 1989 begann dann ja der neu gewählte Präsident de Klerk die ersten Kontakte, den ersten Dialog mit der nicht-weißen Opposition. Wie wichtig war denn diese Person de Klerk damals? Welche persönlichen Kontakte hatten Sie mit ihm? Wie haben Sie ihn persönlich kennen gelernt?

Tutu: Ich glaube, es war entscheidend wichtig, dass es in dieser Zeit damals in der Apartheidsregierung einen Führungswechsel gegeben hat. Pieter Botha war hartnäckig und verstockt gewesen – obwohl er immerhin der Erste gewesen ist, der sich mit Nelson Mandela getroffen hatte. Insgesamt war es jedenfalls entscheidend, dass es diesen Führungswechsel von Botha hin zu

de Klerk gegeben hat: Es war wichtig, dass wir jemanden wie de Klerk bekommen haben. Wir lobten auch, was er tat, denn er hat 1990 wirklich großen Mut gezeigt, als er all diese Initiativen bekannt gegeben hat: also die Zulassung der Organisationen und die Freilassung von politischen Gefangenen. Ich bin damals mit einer Delegation von Kirchenführern mit ihm zusammengetroffen. Ich denke, das war im Oktober 1989: Ich traf ihn zusammen mit dem Generalsekretär des südafrikanischen Kirchenrates und mit Dr. Bussack. Ich glaube, wir drei waren die Ersten, die mit de Klerk zusammentrafen. Ich war sehr beeindruckt davon, wie locker er sich bei unseren Zusammentreffen verhalten hat: Das war ganz anders als bei seinem Vorgänger. Gott war wirklich gut zu uns dadurch, dass in diesem entscheidenden Augenblick der Geschichte unseres Landes jemand wie de Klerk anstelle des eisenharten Botha die Regierung übernommen hat. De Klerk hat dann auch die Beziehung, die er zu Nelson Mandela hatte, weiter entwickelt. Es war ganz entscheidend wichtig, dass sich de Klerk – aus welchen Gründen auch immer – von der starren Position seines Vorgängers weg bewegte, dass er verhandlungsbereit wurde und dass er sich mit Nelson Mandela getroffen hat, mit Mandela, der eben nicht voller Hass oder Ressentiment oder Rachegelüsten gewesen ist. Ich glaube, dass Gott wirklich lächelte für uns. Wir hatten seinen Segen!

Bönte: Nelson Mandela, der ja im Februar 1990 aus der Haft entlassen wurde, und Sie gelten quasi als die Personifizierung des Wandels in Südafrika. Was verbindet denn Desmond Tutu und Nelson Mandela ganz persönlich?

Tutu: (Desmond Tutu lächelt) Wie Sie vielleicht wissen, lebten wir in Soweto in derselben Straße. Mein Haus ist unten und sein altes Haus, in dem er jetzt jedoch nicht mehr lebt, ist ungefähr hundert Yards weiter. Wir kommen also aus der gleichen Gegend, wir kennen dieselben Einschränkungen, Mängel usw. Er ist jedenfalls ein großartiger Mann, wie wir alle wissen. Er hat seine erste Nacht in der Freiheit in Bishopscourt verbracht, also in der offiziellen Residenz des Erzbischofs von Capetown. Ich war damals ebenfalls in Bishopscourt: Das war ganz außerordentlich. Er hat sich dort mit dem ANC getroffen und wir mussten diese Besprechung ab und zu unterbrechen, um zu sagen: "Entschuldigung, aber da ist gerade ein Anruf aus dem Weißen Haus! Ein Anruf vom State Departement! Ein Anruf aus London aus der Downing Street Nummer 10! Usw." Man konnte schon damals erkennen, dass Nelson Mandela allen Menschen gegenüber ganz große Achtung und ganz großen Respekt entgegenbringt. Er war ja von Polizisten auf Motorrädern bei seinem Weg in diese Bischofsresidenz begleitet worden. Als er ankam, ging er hin und schüttelte jedem einzelnen dieser Polizisten die Hand und dankte ihnen. Auch danach noch konnte man dieses sein Verhalten oft sehen: Bei einem Fest, bei einer Party, bei einem offiziellen Essen meinetwegen ist er jedes Mal auch in die Küche gegangen, um dort den Köchen und dem ganzen Personal zu danken für das Essen. Das ist eine sehr nette Art von einem so wichtigen Menschen.

Bönte: 1992 wurden dann ja die Apartheidsgesetze weitestgehend aufgehoben. Was bedeutet das auch für Sie ganz persönlich? Sie hatten zu diesem Zeitpunkt ja bereits einen sehr langen Kampf hinter sich.

Tutu: 1992, nachdem einige der "Irritationen" beseitigt waren, hatten wir das Gefühl: "Nein, das reicht nicht, das reicht wirklich nicht!" (lacht) Wir sagten: "Nein, wir wollen nicht nur ein paar Krümel vom Tsch, sondern wir wollen jetzt alles! Zeigt uns doch bitte mal die Speisekarte! Wir wollen nicht nur ein paar Krümel haben!" Insgesamt war es natürlich ungeheuer wichtig, dass diese Gesetze fielen. Es war z. B. wichtig, dass man von nun an keinen Pass mehr mit sich tragen musste. Denn es war ja eines der übelsten Symbole der Demütigung gewesen, dass man sich in seinem eigenen Land nicht frei bewegen konnte. Es war daher gut, dass dieses Symbol nun beseitigt worden war. Davor war es z. B. so gewesen, dass gemischte

Ehen verhindert worden sind, dass sie verboten waren. Viele Menschen, die sich liebten, aber eine unterschiedliche Hautfarbe hatten, konnten nicht heiraten deswegen. Dies machte das Leben für manche Paare ganz schlimm. All diese Dinge waren nun mit einem Schlag besser geworden. Aber es war natürlich auch so, dass damit erst unser Appetit gekommen war: Unser Appetit wuchs und wir wollten nun das ganze Menü haben und nicht nur ein paar Krümel.

Bönte: 1994 gab es dann die ersten freien Wahlen. Im Mai 1994 wurde Nelson Mandela zum Staatspräsidenten gewählt. Sie jedoch blieben ein kritischer Beobachter auch der Zeit danach: Sie haben sich selbst einmal sogar als einen "Quälgeist" bezeichnet. Das heißt, Sie sehen nach wie vor Ihre Aufgabe darin, den weiteren Werdegang Ihres Landes kritisch zu beobachten und zu begleiten?

Tutu: Nein, es ist ja nicht so, dass man sagt, man möchte unbedingt ein Kritiker sein. Ich habe stattdessen schon immer gesagt, dass meine Politik nicht all das bestimmt, was ich mache. Wenn ich Menschen angreife, dann greife ich sie z. B. nicht deshalb an, weil das Weiße sind. Nein, ich greife sie auf der Grundlage meines Glaubens an. Als wir dann eine schwarze Regierung bekommen hatten, dachten einige, ich würde nun ebenfalls Politiker werden. Ich jedoch sagte: "Nein, meine Frau würde mich verlassen, wenn ich Politiker werden würde!" Dieses Risiko war mir dann doch zu groß. Weil Menschen eben Menschen sind, sind sie auch fehlbar. Es gibt daher einige Dinge in der schwarzen Regierung, die falsch waren und sind: nicht unbedingt falsch aufgrund irgendeiner politischen Philosophie, sondern gemäß der Bibel. Die Bibel war und ist nämlich immer die Grundlage für meine Kritik. Ja, man kann vielleicht sagen: Für die Kirche ist es immer wichtig, eine kritische Distanz zu haben. Selbst dann, wenn man insgesamt unterstützt, was die Regierung tut, muss man sich das Recht und den Raum erhalten, sagen zu können: "Der Herr hat aber gesagt..."

Bönte: Herr Erzbischof, ich bedanke mich sehr, sehr herzlich für dieses Gespräch. Verehrte Zuschauer, das war das Alpha-Forum mit dem südafrikanischen Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu, heute aus der Evangelischen Akademie in Tutzing.

© Bayerischer Rundfunk